Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 5

Buchbesprechung: Neue Bücher

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

NEUE BÜCHER

GEWALTEN EINES TOREN von O. Wirz. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1923.

Man versichert uns, dass Wirz kein Literat sei; aber braucht sich einer zur Zunft zu zählen, und müssen die Zünftigen ihn als Gleichberechtigten kennen und anerkennen,damit er diese vieldeutige Qualifikation verdiene? Wer sich die wesentlichen — oder nur wesentlich sichtbaren — Merkmale des jüngsten und vorjüngsten deutschen Stils aneignet, wer dazu die gesamte Ausdrucksform des literarischen Expressionismus beherrscht, der wird wohl oder übel in die Reihe der bewusst in Literatur machenden Schreiber eingerechnet und mit vollen kritischen Maßen gemessen werden müssen!

Vollends wenn er mit zwei Bänden aufrückt, die das landesübliche quantitative Maß eines Romans übersteigen, und wenn diese Bände im Stil an die erhabensten Meister der Vergangenheit erinnern sollen, wird er sich nicht zufrieden geben mit der Zuerkennung guten Willens; Ansprüche verpflichten auf mehr.

Da muss man denn sagen, dass jede nähere Bekanntschaft mit dem Werke zur bittern Enttäuschung wird für jeden, der künstlerische Offenbarung sucht. Welche Gewalten übt denn dieser Tor aus, und welche Gewalten erfüllen ihn? (Dies wird wohl die Doppelfrage nach dem Sinn des Titels sein müssen!) *In* ihm der Widerspruch zwischen Ich und Welt, der äußerlich unmotiviert und ohne erkennbare innerliche Motivierung zum Wahnsinn und durch Wahnsinn hindurch zur völligen Auflösung jedes möglichen Duldungsverhältnisses beider Gegenkräfte führt. Wirkung nach außen: Seltsame Anziehungskräfte auf Hysterische, Frauen, Zigeuner, Abseitige.

Aber nun das große Ärgernis des Buches: Niemals klärt sich eine Situation, kristallisiert sich eine Gestalt bis zur wirklichen Erkennbarkeit oder fassbaren Unterscheidung: weder Umwelt noch Eigenwelt des schlafwandelnd dahinträumenden Helden Hans Calonder lassen sich real deutlicher fassen als da und dort an blassen Zipfeln. Dadurch wird, was an und für sich als Tugend wirken müsste, der knappe Stil, zum Verhängnis; mit äußerster Strenge gefeilte Sätze stehen wie leere Larven da und verlieren den Sinn ihrer Strenge.

Es fragt sich, ob dieses gespensterhafte Traumleben des Buches nicht verdächtige Gründe in einer gar nicht so gespensterhaften Einstellung des Verfassers zu seinen Stoffen habe: In einer grundlegenden Unzulänglichkeit, Menschen zu werten, zu schauen und in Wesenhaftigkeit zu gestalten. Es fragt sich, ob wir hier nicht « Literatur » in des Wortes schlimmster Bedeutung vor uns haben: Beschäftigung mit den Mitteln des gewaltigen Wortes ohne Ahnung von den Konsequenzen und — Voraussetzungen solcher Beschäftigung. Wer Dinge schreibt, wie die naiv-prophetische Verteidigungsrede des Staatsanwalts, und wer (Bonsels in äußerster Übertreibung), mit solchem Mangel an Notwendigkeit die Preisgabe eines Weibes an einen Wahnsinnigen zum Zweck seiner Heilung als Höhepunkte seines Schaffens herausarbeitet, der kennt weder Voraussetzungen noch Konsequenzen der Kunst.

Es wäre sehr schade, wenn Jüngere in die Fußstapfen dieses Schreibers träten und wähnten, hier sei Weg oder Ziel. Er führt vom Wesentlichen in der Kunst ab: Von der Gestaltung des Innersten. Denn Innerstes ist nicht Nebel.

A. FANKHAUSER

*

GILLES von Leo v. Meyenburg.

Gilles, der Weichherzige, dessen Bild weiß wie ein Geistertuch im Louvre hängt, ist aus dem Rahmen herausgetreten und huscht durch ein neues Paris mit alten Kulissen. Seine unwirkliche Gestalt ist eine lyrisierende Romanfigur, die ihre Abenteuer im blauen Mondlicht oder in dessen Ermangelung im Laternenschein träumt. Das ist ihr Zauber. Ein nächtlicher Zauber also, weiß auf schwarz wie die Umkehrung von Karl Hügins buchschmückenden Federzeichnungen. Gilles hat das Herz eines Kindes und das Gemüt eines schmachtenden Jünglings, beides aus seinem weißen Gewande durchscheinend wie der Schatten hinter einem Milchglas. Er glaubt an das Wunder, das er realisieren zu müssen meint, weil es die andern verschmähen. Und die verschmähen es, weil sie das Himmlische nicht auf die Erde zu transponieren vermögen. « Die Welt ist nichts anderes als eine Sabotage des Himmels. » Das ist fein gesprochen von einem Wesen, das dem Bettler vor dem Muttergottesbild gläubige Verzückung schafft, indem es dem Betenden einen Taler in den Schoß wirft. Dafür ist er auch der Geprellte, weil die Ungläubigen sich über ihn lustig machen. Er ist auch so zart. Meyenburg weiß ihm süße Worte zu schenken, wie er überhaupt einen angenehm duftenden Blütenstil schreibt, voll Zärtlichkeit für zarten Ausdruck. Wie betet Gilles seine imaginäre Isabella an? « Mein Herz ist voller Liebe, wie ein Apfelbaum voller Blüten hängt. Ihre liebevollen Sätze sind der geblümte Rasen, auf welchem dieser Apfelbaum steht. Ich bin selbst der Apfelbaum, der auf dem Rasen ihres Liebesgartens blüht. » Was soll man da sagen von den Abenteuern eines Menschen, dessen Seelchen nur eine G-Saite hat und auf der er gleicherweise *Hoffmanns Erzählungen* und den *Bajazzo* spielt? Die Puppe auf dem Balkon im Mondlicht, geliebt und angebetet von Gilles, eine Serenade ohne Mandoline, ein Sprung über das Balkongeländer hinter die spanische Wand eines Damenschlafzimmers. Und da schließlich Harlekin nicht ausbleibt ...

Leo von Meyenburg hat einen hübschen Roman geschrieben, über dem viel Rokokopuder stäubt. Und das ist des Werkes Reiz, das man vorsichtig unter einer Glasglocke halten soll, denn es ist fein und zerbrechlich. Der Roman ist bei Grethlein & Co., Leipzig-Zürich erschienen.

CARL HELBLING

*

Zum zweitenmal ehrt Herr Aug. F. Ammann in Château d'Oex das Andenken seiner Ahnen durch eine Publikation, die das Ergebnis einer ungemein emsigen und weitreichenden historischen Forschung ist: auf seine 1904 als Manuskript gedruckte *Geschichte der Familie Ammann von Zürich* hat er nun, ziemlich genau drei Jahrhunderte nach ihrem ersten Erscheinen, Hans Jakob Ammanns *Reiß ins Globte Land*[1]) in einer Jubiläums-

[1]) *Hans Jakob Ammann, genannt der „Thalwyler Schärer", und seine Reise ins Gelobte Land.* Druck und Verlag des Polygraphischen Instituts A.-G., Zürich, 1919 und 1921.

ausgabe folgen lassen, die als prächtig ausgestatteter und reichlich illustrierter Foliant gar nicht ahnen lässt, wie bescheiden sich die Schrift ursprünglich in den Duodez-Ausgaben von 1618, 1630 und 1678 präsentierte. Der ansehnliche Beifall, den das Reisebüchlein damals fand, erklärt sich schon aus dem Interesse, das jene streng bibelgläubigen Leser einer jeden neuen Kunde vom heiligen Land im vorneherein entgegenbrachten, dann aber auch aus der Eigenart dieses feingebildeten Pilgers und Erzählers. Mit stetem Wissenstrieb und guter Beobachtungsgabe macht der Zürcher Wundarzt vorweg Feststellungen und Entdeckungen, die gerade auch dann interessieren mussten, wenn er dieser und jener alten Überlieferung ein skeptisches « soll » angehängt oder sonstwie kritisch zugesetzt hatte. Von der Grabeskirche in Jerusalem, wo man auf ein Loch im Deckengewölbe hinwies, berichtet Ammann: « Allda soll es grad mitten in der Welt sein. Es wird wol geschrieben, dass das alte Jerusalem mitten in der Welt gestanden sey; ob es aber grad bey diesem Loch zuträffe, lass ich in seinem Werth bleiben.» Eine schwere Enttäuschung bereitet diesem Wahrheitssucher der Befund des Grabes Jesu: « Ob man schon die Leut bereden will, es sey das rechte in Felsen gehauwne Grab, so hab ich doch das Widerspiel augenscheinlich gefunden: dann ich mit einem Mässer den Kalch zwischen den Fugen, da die marmelsteininen Taffelen zusammen gestoßen, heraus gestochen und kein Felsen, sondern nur Mauern gefunden hab... und sieht der dahin reißt von dem Ort des Felses, da Christus begraben, ebenso viel als der, so gar nicht dahin kommt.» Praktisch veranlagt und eher humoristisch als andächtig gestimmt zeigt sich Ammann, als in einem Kloster « die Mönche einem jeden unter uns die Füß gewäschen, welches, weil auch ichs bedörfftig, mir nicht unangenehm gewesen. » Wie der Palästina betreffende Teil, enthalten auch die Schilderungen der Hinreise (von Wien über Ofen, Belgrad, Konstantinopel) und der Rückkehr (über Kairo, Alexandria, Messina, Neapel, Rom, Venedig) zahlreiche Beobachtungen von bestem kulturhistorischem Wert. Über Konstantinopel, wo so manches fast unverändert geblieben ist, referiert Ammann mit einer Treffsicherheit, die den Leser von heute überrascht. Er sieht dort den Betrieb in einer Kaffeebude wie folgt: «... und kochen gantz Kessel voll, pflegend's den Gästen in kleinen irdinen Schüsslen oder Burtzelanen siedet heiß zu geben. Sölches trinken die Türcken wie auch die Araber so warm sie immer können, allwegen ein Schlücklein auff einmahl, bis es aus ist; welches gar ein gemeiner Brauch, dieß schwartz Wasser zu trincken, under Tags wie auch Morgens und Abends. Etwann bey 50, mehr oder minder, sitzen da und dort beysammen; wäret offt lang mit Trincken, Reden und Conversieren, wird aber keiner von dem gedachten Wasser truncken. » Dabei hat er noch so wenig wie seine Landsleute an der Limmat eine Ahnung von der Existenz der Kaffeebohne und meint, das « schwartz Wasser, von ihnen Gahwe und von den Araberen Lorberen genannt », werde « von Gersten und anderen Sachen gemacht ». — Dem Gesamtwert dieser stolzen Publikation könnte man nur gerecht werden durch eingehende Würdigung der fast 200 Seiten füllenden Zutaten, die der Herausgeber, als gründlicher Kenner des

Orients, und sein wissenschaftlich erfahrener Mitarbeiter Pfarrer Waldburger dem Kernstück angefügt haben. Die Einführung, der Lebensabriss des Reisenden, die Anmerkungen und Literaturnachweise, besonders auch die vielen, zum Teil sehr seltenen zeitgenössischen Bilder in vortrefflicher Reproduktion, sie verdienten mehr als den bloßen Hinweis und sicher hohes Lob. *rwh.*

*

KREIDOLF[1])

Das alte Märchen ist noch wahr, dass das Christkind dem groben Riesen Christophorus den Nacken beugte. Einem Glückskind Kreidolf ist es gelungen, der alten Welt stolzen Nacken zu den Blumen herabzubeugen. Gewiss hätte sie es sonst nicht getan. Da wurde sie aber einmal müde, ernst zu blicken und die entgegenkommende Anspruchslosigkeit mit den himmlischen Lippen versetzte sie in helles Entzücken.

Die frische Einzigartigkeit ist Kreidolfs Genie, seine Beschränkung. Die Welt wäre übersichtlicher, wenn ein jeder diese Weise befolgte und sich mit seinem Platz bescheiden wollte (es gibt noch viele verkappte Blumenmaler, wenn auch keine Kreidolfs daraus würden). Furchtbar ist die Kunstwelt, wo alles von den Tischen und Stühlen herablärmt, die pursten Absichten sich in Prophetengewänder hüllen. Unterdessen gewinnt ein Christkind mit seinem Lächeln der Welt Gunst. Das wissende, schlaue, aber einfältige Christkind.

Kreidolf hat Einfalt, aber er ist auch der größte Artist, den unser Boden hervorgebracht hat. Die Erscheinung ist selten, auch in der deutschen Kunst, wo sich die Einfalt gern mit rührender Unbeholfenheit paart. Man könnte Fra Angelico, Runge oder altfranzösische Miniaturisten nennen. Aber vor allem möchte ich an ein anderes Phänomen erinnern, aus der Dichtung, an Stifter (der ja doch auch Maler war). Da treffen wir denselben fast krankhaften Pflanzensinn, einer überfeinen Veranlagung entspringend. In beiden die Mischung von Einfalt, Frommheit und höchster Form. Diese höchste Verfeinerung enthält etwas Erregendes, wie der höchste Ton eines Instrumentes, wir spüren die Grenze darin. Wir leben so sehr in der Mitte, dass uns das Feinste schon wie jenseitig berührt, und wir brauchen diese Mahnung. Gesegnet sei das Gefäß, in welches der feinste Ton gesenkt ward!

Blumenmärchenmalen war ein Glücksfall. Es wäre aber dumm, Kreidolfs Glücksfall gerade mit diesem « Fund » zu identifizieren. Sein Glück ist seine einzigartige Organisation. Wie ein Meister Spinnweb musste er vollkommene Schöpfungen hervorbringen. Ein Wunder ist, dass dies in unserer Zeit geschehen konnte. Es gab wohl eine Epoche, wo solche Idylliker, Meister des Kleinen, Führer ihrer Zeit waren, die Richter, Schwind und Spitzweg. Da war das Feine Idol, und man liebäugelte nicht nur mit ihm, wie wir jetzt mit allem liebäugeln. Kreidolf ist nun doch ein Sonderling, sein vollkommenes Reich hat wenig Beziehung zu anderem, braucht sie auch nicht, denn es besitzt alles und alles vollkommen, der Mond mit seinem Licht ist besonders vollkommen, die Sonne ist vollkommen, wunderbare Schlafmützen und

[1]) Sein neuestes, wundervolles Buch, die *Alpenblumenmärchen* (mit selbstverfassten Versen) ist im Rotapfelverlag Erlenbach erschienen.

Dummköpfe leben darunter, alle Eitelkeiten, Narrheiten und Höflichkeiten, auch vollkommene Schrecken, Triumphe der Schönheit, eines jeden vollkommenes Vergnügen, nicht zu reden von dem unabsehbaren Heer der allerkleinsten, lieblichsten Unbedeutendheiten. Das ist so groß, dass das Reich nicht untergehen kann ... glücklicher Kreidolf!

MAX BILLETER

*

RICHARD KISLING. EIN KUNSTFREUND. Neujahrsblatt 1923.

W. Wartmann rollt uns das Bild der beispiellosen Sammeltätigkeit Kislings auf. Nie hat Zürich einen Menschen gesehen, der in solchem Maße sammelte, und niemals lebten so viele Künstler von einem einzigen Manne. Dies ist eine Tat, die wohl aufgezeichnet zu werden verdient.

Maxime Kislings war, wie Wartmann berichtet, für tausend Franken lieber fünf als nur ein Bild zu kaufen, die Folge davon, dass er Amiet und Hodler an der Schwelle ihrer teuren Preise verließ und sich wieder unbekannteren Regionen zuwandte. Dies und manches andere verhinderte, dass die Sammlung als Ganzes je zu eigenem Ausdruck kam. Drei noch billig gekaufte van Gogh-Bilder z. B. frieren jetzt in einer Umgebung, die das Verständnis für ihrer Gattung Art ausschließt.

Nun ist nicht gesagt, dass eine Sammlung Renoir-Cézanne-vanGogh, nach Winterthurer Muster, etwas Verdienstvolleres sei, aber jedenfalls hat sie Plan, Bedeutung. Als soziale Tat wird Kislings Sammeltätigkeit jedoch ewig verdienstvoll sein, und in dieser Hinsicht darf ihm keiner den Respekt verweigern.

M. B